

Buchhinweise

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **79 (1999)**

Heft 10

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Herbert P. Oberhänsli

EINMALIGER ERFOLG

Zu André von Moos' Artikel «Langfristiges Denken als Herausforderung für Globale Unternehmen» in 2/1999 der «Schweizer Monatshefte».

Ich bin sehr wohl mit André von Moos einverstanden, was die Notwendigkeit der langfristigen Perspektive der Unternehmen angeht. Meine Einwände zum Text betreffen konkrete Fakten, die aber sehr wohl das gesamte Bild und die Folgerungen nachdrücklich beeinflussen.

Der Autor schreibt, «dass mehr als 3 Milliarden Menschen weniger als 1 Dollar am Tag verdienen und keinen Zugang zu sauberem Wasser haben». Einer Statistik der Uno (UNDP Human Development Report 1998) gemäss verdienen allerdings 1,4 Mrd. Menschen (oder 32 Prozent der Bevölkerung der Entwicklungsländer) weniger als 1 Dollar im Tag (zu Preisen von 1985!); 1,27 Mrd. Menschen haben keinen Zugang zu sauberem Wasser. Das sind also nicht André von Moos' ohne Quellenangabe aufgeführten 3 Mrd., aber sicher noch viel zu viele.

Was hier wichtig ist, ist zu sehen, in welche Richtung der Trend geht. Im Vergleich zu 1975–80, also innert rund 20 Jahren, stieg die Zahl der Menschen mit Zugang zu sicherem Wasser von 1,1 auf 3,1 Milliarden. Aufgrund von Langzeitvergleichen stellen wir auch fest, dass sich innerhalb der letzten 10 Jahre 500 bis 600 Millionen Menschen neu oberhalb der Armutsgrenze etablieren konnten (Quelle ebenfalls UNDP). Inzwischen ist Südostasien in einer Krise,

Korrekturen in manchen Marktbelangen werden aufgrund der Erfahrungen der letzten beiden Jahre sicher nötig sein. Aber die ausserordentlich positive Bewertung der Entwicklungen der letzten 10 oder 20 Jahre insgesamt wird dadurch nicht wesentlich beeinträchtigt.

Diese Entwicklungen fallen ursächlich zusammen mit einem raschen und konsequenten Ausbau des Privatsektors, mit einem Beitrag von Firmen wie Nestlé oder Novartis, die im Text erwähnt sind, vor allem aber dem Unternehmertum in diesen Ländern selbst. Die NGOs, vor allem jene hier bei uns, Dialoggruppen oder ISO haben meines Wissens nichts Wesentliches zu diesem in der Geschichte nie dagewesenen Erfolg beigetragen; manche NGOs haben zuweilen mit falschen Statistiken und ideologischer Denkweise das Entwicklungstempo eher verlangsamt.

Wenn man an einer Verbesserung der Lage von hunderten Millionen von Menschen in Entwicklungsländern interessiert ist, sollte man, glaube ich, die «Logik des Marktes» nicht in Gänsefüsschen setzen. Gewiss, der Markt braucht Leitplanken; Freiheit ist nur in Regeln möglich. Aber wenn man über diese Regeln diskutiert, sollte das unbedingt aufgrund bestätigter Fakten und eines guten Verständnisses der Marktmechanismen und -trends geschehen. ♦

BUCHHINWEISE



Wohin denn, Schweiz?

Franz Muheim, *Die Schweiz – Aufstieg oder Niedergang. Entscheidung an der Jahrhundertwende*, Novalis, Schaffhausen 1998.

Wer heraushelfen will aus einer Krise, wird nicht irgend Schuldige über den Haufen rennen, sondern zunächst umsichtig die Lage beurteilen. Dieser Aufgabe widmet sich Franz Muheim, Urner Ständerat 1971 bis 1987, mit der besonnen prüfenden Art des Berglers, auch mit dem Realitätssinn des Wirtschaftsverantwortlichen und mit der analytischen Kraft des einstigen Chefs der Sachgruppe Strategie im Armeestab. Mit dem Buch «Die Schweiz – Aufstieg oder Niedergang, Entscheidung an der Jahrhundertwende» weiss er – wie der gewissenhafte Arzt am Krankenbett – zwar die Krise zu diagnostizieren, zugleich aber die Selbstgesundungskraft des Patienten aufzurufen: Ihre lange Geschichte vermöge die Schweiz zu lehren, dass Krisen zu meistern sind. Das konkretisiert sich beispielsweise in Muheims Ja zur Solidaritätsstiftung. Sie kann «als Dankeszeichen dafür gelten, dass sich das Schweizervolk während fast eines ganzen Jahr-

hunderts den ideologischen Verlockungen des linken und rechten Totalitarismus verweigert hat». Hingegen «sich ein schlechtes Gewissen einreden lassen und eine selbstanklagende, qualvolle Auseinandersetzung mit den Unvollkommenheiten der früheren Generationen zu zelebrieren, ist wohl der sicherste Weg, die Zukunft aus eigener Schuld definitiv zu verpassen». Dem Blick auf die Geschichte eröffnen sich zusätzliche Einsichten: Die 68er Bewegung, Autorität und Bindungen verneinend, mag mit radikal neuem Bewusstsein und Machbarkeitswahn die Krise eingeleitet haben; wer diese aber überwinden will, muss, weil das Rad der Geschichte sich nicht zurückdrehen lässt, das 68er Erbe verarbeiten und Neues daraus gestalten. Im Geschichtsverständnis des Urners gehört auch 1968 untüchtig zu unserer Vergangenheit. Immer wieder gilt: «Die heutige Generation wird an der erfolgreichen Bewältigung ihrer eigenen Zeit gemessen werden und nicht an einer arroganten Verurteilung der früheren Generation. Man bedenke die





eindringliche Mahnung des britischen Staatsmannes Winston Churchill: «Sitzt die Gegenwart über die Vergangenheit zu Gericht, so verspielt sie die Zukunft.» Weitere Kapitel des Werkes zeigen zum Beispiel

- wie die häufige Gleichschaltung von Staat und Gesellschaft dem totalitären Denken entspringt,
- wie eine Gesellschaft ohne Werteordnung aber das reglementierende Eingreifen des Staates fördert,
- wie dessen ordnende Kraft andererseits durch globalisierende Wirtschaft überspielt und diese wiederum durch kleine, wendige Unternehmen unterlaufen wird,
- wie die ökologische Herausforderung beide – Arbeitnehmer wie Arbeitgeber – trifft und sie zu einem erneuten Friedensabkommen anregen kann,
- wie durch Hightech die Massenpsychosen und Hysterien über alle Staatsgrenzen hinwegfluten, wenn es «nicht gelingt, der Hightech-Welt ein geistig-spirituelles Kultur- und Verzichtverhalten entgegenzustellen».

Freilich, das Zitieren, Kompilieren, Resümieren vermag mit seinen Verkürzungen den ins Grundsätzliche greifenden Standortbestimmungen Muheims gerade nicht gerecht zu werden. Besonders eindrücklich wirkt seine abwägende Gründlichkeit in der Europa-Frage. Muheims Analyse will auch über das endlos einfältige helvetische EU-Ping-Pong zwischen «Hinterwäldler» hier und «Landesverräter» dort hinwegkommen. Seit je, so zeigt er, liegt Europas lebendiger Wert in der Vielfalt: Das zielt auf das Zusammenklingen der verschiedenen Stimmen, aber nicht auf das eintönige Schnarren zentraler Bürokratie – und zwar im Interesse Europas, nicht bloss der Schweiz: «Ein verordnetes Angleichen von Verschiedenheiten an ein einziges Modell trägt auf lange Sicht das tödliche Virus von

Lethargie und Stillstand in sich. Wettbewerb zwischen Verschiedenartigem hingegen stimuliert den Pioniergeist und die Suche nach dem Besseren.» Der altrömische Rechtssatz forderte «Jedem das Seine.» – «Der moderne Satz «Jedem das gleiche» erweist sich dagegen als grundfalsch.»

Für die Schweiz bleibe zur Zeit nur der Weg eines Assoziationsvertrags mit der EU. In deren Verhandlungen mit den Oststaaten könnten sich möglicherweise dann differenziertere Beitrittsformen entwickeln.

Ein Anhang ergänzt die 250 Seiten von Muheims klärendem Positionsbezug und gibt eine Reihe prägnanter Stellungnahmen wieder, gerichtet an einen jeweils kleinen Kreis aus aktuellem Anlass der letzten vier Jahre: so das «Vademecum für Führungskräfte» auf den 40 Zeilen einer Seite, dann die überzeugende Darlegung «Mythen sind eine lebendige Kraft, auch für die schweizerische Staatsidee», ferner im Auftrag der «Groupe de réflexion Suisse–Europe» die Ausführungen «Zur Europapolitik der Schweiz», schliesslich aus dem in der Auseinandersetzung mit den USA heissen Sommer 1997 «Ein Plädoyer für unsere Schweiz» sowie «Ist unsere Neutralität unmoralisch? Stellungnahme bezüglich der Behauptung eines amerikanischen Unterstaatssekretärs», Dokumente einer durchdachten, aber unmissverständlichen Haltung. Mag der eine oder die andere hier und dort mit Muheim nicht einverstanden sein, so zwingt seine ruhige, überlegte Gedankenführung doch dazu, sich die Gegenargumente mit ebensolcher Sorgfalt zurechtzulegen. Damit wächst aus Muheims Publikation das Nachdenken über die Schweiz im Gespräch zwischen Autor und Lesenden: Besorgnis und Klärung in der Frage «Quo vadis, Helvetia?»

Peter Wegelin

Suche nach dem eigenen Blick

Birgit Vanderbeke, *Ich sehe was, was Du nicht siehst, Alexander Fest Verlag, Berlin 1999.*

Birgit Vanderbeke ist eine professionelle und stil-sichere Schriftstellerin, deren ausgeprägt hypotaktische Schreibweise sie auf Anhieb wiedererkennbar machte, seit sie mit «Das Muschelessen» eine autoritäre Familienstruktur allein mit sprachlichen Mitteln erzählerisch dekomponiert hat.

Seither hat sie eine Reihe von Büchern geschrieben, alle um die 120 Seiten stark, von denen man nicht weiss, ob es kurze Romane oder lange Erzählungen sind. In den meisten rasonieren weibliche ICHs über ihre Verhältnisse, offenbaren familiäre Zwänge, sind meist unwillig und kratzbürstig, phantasieren sich in die Befreiung aus ihren Zwängen und deprivieren psychische Labilitäten: meist unbestechlich, ja mitleidslos genau. Es darf vermutet werden, dass alle diese Bücher einen autobiographischen Erfahrungsgrund haben.

Vanderbekes vorletztes Buch brachte den Durchbruch auf die Bestsellerlisten: «Alberta empfängt einen Liebhaber» wurde aber auch von der Kritik allenthalben gelobt – erstmals freilich nicht wegen ihres kalten Blicks auf die psychische Beschädigung ihrer Figuren, sondern wegen eines erzählerisch virtuos inszenierten Vexier-Spiels um Albertas Jugend-Liebhaber, den sie nach vielen Jahren, nun als verheiratete Frau, empfängt.

Auch das neue Buch von Birgit Vanderbeke hat Bestsellerqualität, sofern der Erfolg eines Buchs als

Bestseller bereits eine Qualität genannt werden darf. Wiederum erzählt Vanderbeke von einer Frau, die mit ihrem Leben nicht zufrieden ist. Sie sucht nach neuer Orientierung, will aus verschiedenen Gründen weggehen aus Berlin, nicht nur weil René nach New York gegangen ist: «Man kann einfach weggehen, dachte ich. Entweder man geht ein bisschen weg, oder man geht richtig weg, oder man bleibt. Ich bin erst geblieben und habe gedacht, eines Tages gehe ich weg, inzwischen ist das Kind immer mehr gewachsen, und ich bin immer noch dagewesen, und eines Tages habe ich gedacht, wenn du jetzt nicht bald weggehst, bleibst du womöglich da, und hinterher wirst du traurig, und da bin ich weggegangen, und alle sind dageblieben, wo sie waren.» Die klingt wie der bekannte Vanderbeke-Sound – doch aus den komplexen hypotaktischen Sätzen sind nun parataktische Reihen geworden, und das signalisiert einen deutlichen Wandel in Vanderbekes Erzählen. Ihre Geschichten bohren sich nicht mehr in die Tiefe, sondern bleiben, wie schon in «Alberta», an der Oberfläche und beschreiben gegenwärtige Zustände. So zieht unsere Ich-Erzählerin, die nach René Fortgang eine eher periphere Beziehung zu einem Mann namens Lembek versucht hat, mit ihrem Kind und mit Sack und Pack nach Südfrankreich (wo Birgit Vanderbeke ja seit Jahren lebt), um sich dort in einer hügeligen Gegend in einem kleinen, ein wenig verfallenen Haus niederzulassen.





Als Leitmelodie zieht sich das Kinder-Spiel «Ich sehe was, was Du nicht siehst» durchs Buch, dem es auch den Titel liefert. Es soll die Diskontinuität und Inkongruenz in der Wahrnehmung von Ich und Umwelt symbolisieren und taucht in der Prosa in den verschiedensten Varianten auf. Mir scheint freilich, Vanderbeke hantiere mit dieser Formel etwas allzu beliebig, und ich vermute, sie tut dies vor allem deshalb, um dem Leser die strukturelle Konsistenz des Erzählten nachdrücklich deutlich zu machen.

Denn anders als alle Bücher Vanderbekes erzählt dieses keine von Anfang an komplexe Geschichte. Es reiht auf dem Boden von Abschied und Ankunft und Gewöhnung an das neue Land und die neuen Leute eine Episode an die andere: auffällig darunter ein längeres kabarettreifes Stückchen vom Besuch zweier

Touristen, in deren Vorstellung Wirklichkeit und Einbildung kurios auseinanderfallen – aber noch diese Geschichte, greller als die anderen, die von neueren Erfahrungen mit Tieren und Nachbarn handeln, folgt dem Motto des Buchs von der disparaten Wahrnehmung.

Mit der Zeit freilich verliert sich diese Inkongruenz, und die Erzählerin erkennt, dass sie ihren «eigenen Blick wiederhatte». Es ist just der Moment, da René seine Rückkehr ankündigt. Gemeinsam werden sie nun heimisch am neuen Ort und bestehen die heftigsten Gewitter, die Stürme und den kalten Wind. Und gewinnen dabei neue Freunde und ein neues Leben. Inzwischen liebt Birgit Vanderbeke das happy end. Und ihre Leser offensichtlich auch.

Heinz Ludwig Arnold

Aussenwelt der Innenwelt

Zweimal hat er von der Fremdheit in der Schweiz erzählt – diesmal von der Fremdheit in der Fremde. Jedesmal aber von der Fremdheit in der eigenen Seele. Flirrt in Franco Supinos Debütroman «Musica Leggera» (1996) noch eine süsse Heimat in den Köpfen der Auswanderer, eine Fata Morgana aus Pizza, Piazza und Paolo Conte, so singt in «Die Schöne der Welt oder Der Weg zurück» (1997) nur ein wehmütiger Gruss am Grab vom Paradies; und im nun erschienenen dritten Roman des Solothurner Autors, der als Kind italienischer Einwanderer in dem Schweizer Städtchen am Jura-Südfuss aufwuchs, gibt es gar kein Eden mehr. «Bisher galt ich meistens als fremd, dort erfuhr ich, was es heisst, es zu sein», resümiert Supino in einem Gespräch sein Afrika-Erlebnis, auf dem das neue Buch «Der Gesang der Blinden» fusst. Selbst in den afrikanischsten Winkeln des schwarzen Kontinents fühlt sich sein Held out of Africa.

Dabei sehnt sich Berger seit Studentenzeiten nach diesem exotischen Erdteil. Inzwischen hat er sich freilich in seiner Bünzli-Bequemlichkeit eingerichtet: Als wohlbestallter Untersuchungsrichter ohne ehelvetischen Ehrgeiz, als braver Familienvater einer klassischen Zwei-Kind-Familie – die beiden Töchter pubertieren gerade – gehört Berger zu denen, die lieber träumen, als mit einem Rucksack durch den Staub stiefeln. Der Gutschein für einen Afrika-Trip, den ihm seine Angetraute zum Vierzigsten verehrte, rotet denn auch zwei Jahre in einer Schublade vor sich hin. Doch auf einmal packt Berger seine Tasche und bucht einen Flug nach Zimbabwe – ein Land, das ihn nie interessiert hat. Auf einer scheinbar planlosen Sponti-Tour tingelt er von der Hauptstadt Harare nach Mutare, nach Hwange, zu den Victoria Falls und schliesslich in ein Kaff namens Binga, in dem sich Krokodil und Goldfisch Gute Nacht sagen. «Dass er hier Hartmeier suchte, ohne grosse Aussicht, ihn zu finden, ahnte seine Frau nicht. Keiner würde je davon erfahren.»

Eigentlich ist Hartmeier bloss ein Fall: ein Lehrer in der midlife crisis, der eine seiner Schülerinnen verführt und, als es zu Ermittlungen kommt, untertaucht, irgendwo in Afrika. Aber hinter den Hartmeier-Akten, die Berger heimlich kopiert hat und mit sich herumträgt, versteckt sich ein ganz anderer Verbrecher: Mr. Hyde – Bergers eigene Nachtseite.

Hartmeier unterrichtete an demselben Gymnasium, das Bergers 14jährige Tochter Karin bald besuchen wird; und in Bergers feuchten Alträumen spielt das aufblühende Mädchen, das er selbst gezeugt hat, die Hauptrolle. Die unerlaubte Lust zuckt durch seine Lenden und immer wieder – na ja – durch die Chiffren des «Gesangs».

Damit ist die surreale Dschungellandschaft auf dem Buchumschlag Roman-Realität geworden. Wie so oft in der weissen Literatur scheint Afrika nichts als eine Aussenwelt der Innenwelt zu sein – so fremd und so vertraut wie das eigene schwarze Herz. Dass der «Murungu», der Weisse, im Gedränge eines afrikanischen Busses – gackernde Hühner, schwitzende Menschen, geplatze Säcke: man kennt die Szene – seine Uhr verliert, dieses Emblem westlichen Denkens, und dass für ihn so endgültig eine Aus-Zeit voller Versuchung beginnt, versteht sich da von selbst. Auf dem Weg zu solchen psychologisch-ethnologischen und im Grunde auch literarischen Plattheiten lässt der Autor seinen Untersuchungsrichter im Zickzack laufen: die Vorgeschichte wird häppchenweise, unterbrochen von der Reischronik, enthüllt. Eine bis zur klobigen Kenntlichkeit ausbuchstabierte écriture automatique.

Dabei hätte, statt der aufgeladenen Schrift, auch im «Gesang der Blinden» die leichte Musik Franco Supinos durchaus genügt. Im Ohr nisten die kleinen Geschichten, die Beobachtungen aus den Augenwinkeln, kurz die Versatzstücke aus der Reisereportage: der Smalltalk unter «sanften» Touristen, die tote Ziege auf dem Dach des Busses, die drei Blinden, die durch den Bus schwanken, ihre Blechbüchse schütteln und zusammen aus der Tür hinausstracheln. Die komplexen – und doch so simplen – psychologischen Partituren des 1965 geborenen Seminarlehrers dagegen, die jeder dieser Melodien eine Stelle im Gesamtzusammenhang zuordnen, bleiben Papier. «Wahrscheinlich hätte es nicht sein müssen, dachte Berger. Hartmeier nicht, Binga nicht. Afrika überhaupt.» Für Urs Widmers «Kongo» und vor allem Sabine Rebers «Die Schwester des Schattenkönigs» mag dies zutreffen: der Schauplatz Afrika war überflüssig. Der dritte Roman Franco Supinos hingegen wäre ohne das bisschen echte Fremde in den verquälten Fremdheiten seines Protagonisten nicht viel mehr als ein blinder Gesang.

Alexandra M. Kedveš

